

## Stirbt der Sonntag durch den Wochenendtourismus?

Die Bilder sind bekannt: Ab Freitag, nach Dienstschluß, setzt Woche für Woche eine große „Völkerwanderung“ aus den Städten heraus ein. Zum einen sind es Pendler, die zu ihren Familien aufs Land fahren. Immer mehr verlassen aber auch Städter mit ihren ganzen Familien nachgerade fluchtartig zum Wochenende ihren Hauptwohnsitz. In manchen Städten, in denen die Fünftageweche die Schulen noch nicht erreicht hat, kann man am Samstag zur Mittagszeit vor den Schulportalen wartende Autokolonnen beobachten, in denen – bei laufendem Motor – Eltern und Geschwister der Schulkinder harren, um sie direkt von der Schule ins Wochenende zu transportieren.

Andererseits ist die 1958 vom Wiener Dichter H. C. Artmann im Gedicht skizzierte Impression eines Sonntags im Sommer in der Stadt mit all seiner Fadesse<sup>1</sup> verstärkt zum Bild der Städte an den Wochenenden das ganze Jahr hindurch geworden: ausgestorbene Straßen, geschlossene Gaststätten, heruntergelassene Jalousien, hin und wieder eine Wohnung, in der, wie man aus dem heraustönenden Rundfunkprogramm entnehmen kann, alte Menschen, die offenbar niemand aus der Stadt mitgenommen hat, die Trostlosigkeit des Feiertags überdauern.

Längst ist der Sonntag zum Wochenende geworden. Das Verhältnis zwischen Arbeitszeit und definierter Freizeit bewegt sich immer mehr auf einen Ausgleich zu, der angeblich 1984 erreicht sein soll, wenn bereits 36,2 Stunden Freizeit 35,1 Stunden Arbeitszeit gegenüberstehen werden<sup>2</sup>.

Was von den einen, die erleichtert die Arbeitswelt hinter sich lassen, sehnsüchtig erwartet wird, ballt sich für andere zunehmend zu einem Alpdruck zusammen. Katecheten, Firmhelfer, Jugendseelsorger bekommen es von Schülern und Jugendlichen immer wieder zu hören: man könne am Sonntag unmöglich zum Gottesdienst kommen, weil man mit der Familie wegfahren müsse. Schon wird der Vorwurf von Eltern laut: Die ganze Familie würde terrorisiert, wenn die Kirche darauf besteht, daß Kinder wenigstens hin und wieder vor ihrer Erstkommunion einmal zur Messe in ihrer Pfarrgemeinde kommen. Eine Neuauflage dieser Problematik wird im Zusammenhang der Firm- oder Konfirmationsvorbereitung laut.

Neuzugezogene Familien finden zu ihrer Wohnsitzpfarrgemeinde keinen Zugang, Alteingessene verlieren den Kontakt. Auch engagierte Gemeindeglieder – Pfarrgemeinderäte etwa, Religionslehrer, Jugendleiter – werden sonn-

tags immer seltener in ihrer Pfarrei gesehen: man hat ein Wochenendhaus erworben. Seit der Liturgiereform haben die Gemeinden in der Gestaltung der Gottesdienste eine Funktionsverteilung vorgenommen. Man ist auf Lektoren, Kantoren etc. angewiesen. Zu manchen Terminen – etwa in der Karwoche – wird es nun immer schwieriger, den gewohnten „Standard“ in der Gestaltung aufrechtzuerhalten: gerade jene Leute, die sonst diese Dienste leisten, befinden sich zu den „heiligen Zeiten“ auf Kurzurlaub.

In Stadtpfarreien wird es zur bedrängenden Frage: Stirbt der Sonntag durch den Wochenendtourismus? Die Kirche hat sich mit diesen Phänomenen insgesamt noch zu wenig auseinandergesetzt. Appelle, am Sonntag doch in der Stadt zu bleiben, der Pfarrei am Sonntag die Treue zu halten, oder Unterstellungen, durch die man das Wegfahren aus der Stadt schlechtmacht, fruchten wenig oder haben gar den gegenteiligen Effekt. Andererseits ist das Phänomen nicht so ephemeral, daß die Kirche es vernachlässigen dürfte. Muß man davor kapitulieren? Vielleicht ist an der bisherigen Vernachlässigung dieses Fragenkomplexes aber vor allem der Umstand schuld, daß über allgemeine Vermutungen und solche Beobachtungen, wie sie oben geschildert wurden, hinaus fast keine empirischen Daten für die Seelsorgsplanung und pfarrliche Praxis aufgearbeitet worden sind.

### Empirische Daten

Die bisher vorliegenden soziologischen Untersuchungen über das Wochenendverhalten und die Naherholungsgewohnheiten der Städter sind in erster Linie im Interesse von Stadt- und Raumplanung, im Hinblick auf den Ausbau von Tourismusanlagen und unter ähnlichen Gesichtspunkten angestellt worden. Hier sei der Versuch unternommen, das für Österreich vorliegende Material<sup>3</sup> zu sichten und für eine pastorale Reflexion aufzubereiten. Der Verfasser ist sich der Problematik dieses Unternehmens bewußt; denn einerseits stammen die Untersuchungen aus verschiedenen Jahren und sind aus verschiedenen Interessen veranlaßt worden. Immerhin zeigen sich darin aber Trends, die vorsichtige Extrapolationen zulassen. Andererseits müssen die Daten aus österreichischen Gegebenheiten verstanden werden: z. B. gibt es in Österreich nur eine Millionenstadt, Wien; Graz und Linz, die zweit- und drittgrößte Stadt, sind bedeutend kleiner (250 000, bzw. 230 000 Einwohner). Vielleicht gelten aber doch einige Angaben auch für andere industrialisierte Staaten. Andernfalls mögen die Differenzen dazu anregen, andernorts genauere, ortsspezifischere Untersuchungen, überdies von vornherein unter pastoralsoziologischen Gesichtspunkten anzustellen.

Für unsere pastorale Fragestellung sind vor allem Aussagen über die Intensität und Häufigkeit, soziale Schichtungen, Zeitaufwand, Entfernungen und

Ziele, sowie Gründe für Tagesausflüge, Kurzurlaube und Aufenthalte in Zweitwohnungen interessant. Unter *Tagesausflügen* verstehen wir hier Erholungsaufenthalte außer Haus mit einer Mindestdauer von sechs Stunden, jedoch ohne Übernachtung. *Kurzurlaube* sind Urlaubsreisen, die zumindest eine oder höchstens drei Übernachtungen außerhalb des Hauptwohnsitzes umfassen. Länger dauernde Urlaube werden als *Haupturlaube* bezeichnet.

1976 haben 54,5% aller Österreicher angegeben, *Tagesausflüge* zu unternehmen. Mindestens ein Viertel davon – also über ein Achtel der Gesamtbevölkerung – gibt an, Woche für Woche wenigstens einmal auf einem Tagesausflug zu sein. Drei Viertel sind es monatlich wenigstens einmal. Die Jahreszeiten bringen nur unbedeutende Schwankungen. Nach Gemeindetypen untersucht, zeigt sich, daß Tagesausflüge bei Bewohnern von Mittelstädten (d. i. mit 20 000 bis 250 000 Einwohnern – vgl. die obigen Hinweise auf österreichische Gegebenheiten!) mit 65,4% die größte Intensität erreichen, gefolgt von Städten mit weniger als 20 000 Einwohnern und sehr geringer Agrarquote (0,1 bis 5%), aus denen 59,9% der Bewohner Tagesausflüge unternehmen. Solche Städte sind in Österreich vor allem Industrie-, Schul- und Beamtenstädte. Die Millionenstadt Wien liegt bei den Tagesausflügen nur wenig über dem gesamtösterreichischen Durchschnitt (55,7% gegenüber 54,5%). Besonders hoch ist die Intensität bei Beamten und Angestellten (74,2% bzw. 68,4%), während Pensionisten und Rentner nur mit 39,4% solche Wochenendaktivitäten setzen. In Wien ist die Gruppe der Kinder und Jugendlichen unter 16 Jahren überdurchschnittlich stark vertreten (63% gegenüber einem Bundesdurchschnitt von 54,2%), was evtl. auf schulische und außerschulische Aktionen zurückgeführt werden könnte.

Auch bei *Kurzurlauben* zeigt sich ein ähnliches Bild mit nur geringfügigen Nuancen. Mit abnehmendem Agraranteil und größer werdender Einwohnerzahl nimmt der Anteil an Kurzurlaubern zu: von nur 12,6% in Gemeinden unter 20 000 Einwohnern und mit niedrigem Agraranteil, über Mittelstädte (20 000 bis 250 000 Einwohner) mit 30,2% bis zum Wiener Anteil von rund einem Drittel der Bevölkerung der Bundeshauptstadt (33,4%). Die Bewohner der Großstadt scheinen also Kurzurlaube den Tagesausflügen vorzuziehen, was sicher mit den Entfernungen zu den Erholungsgebieten zu tun hat. Die bedeutendsten Termine, zu denen Kurzurlaube unternommen werden, sind die hohen kirchlichen Feiertage, wobei Ostern und Pfingsten in steigendem Maß eine Sonderstellung einnehmen (ein Vergleich ist statistisch nur zwischen 1971 und 1976 ausgewiesen: von 4 auf 8% beträgt die Steigerung). Vor allem von den Wienern werden diese Termine genutzt (1976 führen zu Ostern 16,8%, das sind 256 000 Wiener, zu Pfingsten 14,7%, 224 000 Wiener auf Kurzurlaube). Auch die Bewohner von Mittelstädten nutzen in auffallend hohem Maß diese Gelegenheiten (je ca. 11% der Einwohner von Graz und Linz). Vor allem sind es auch hier die Angestellten, deren Anteil an der Spitze liegt

und fast das Doppelte des Bundesdurchschnitts ausmacht: Ostern 13,70% (Bundesdurchschnitt 7,90%), Pfingsten 12,90% (Bundesdurchschnitt 7,30%). Interessant ist bei den Kurzurlaube die Unterkunftsart: fast die Hälfte wird als Verwandten- und Bekanntenbesuch unternommen.

Erstmalig liegen nun auch detaillierte Angaben über die Zweitwohnungen der Österreicher vor. Alle jene Objekte werden als *Freizeitwohnsitze* definiert, die einen weiteren Wohnsitz einer Person darstellen, der überwiegend während der Freizeit (am Feierabend, zum Wochenende, während des Urlaubs) benützt wird. Als weiterer Wohnsitz gilt ein Objekt, das sich im Eigentum des Benützers befindet oder von diesem aufgrund eines Bestandsvertrags (vielfach Mietvertrag) für mehr als zwei aufeinanderfolgende Monate genutzt werden kann. Solche Freizeitwohnsitze können sowohl ortsfeste als auch mobile Unterkünfte sein, also entweder Häuser und Wohnungen in Gebäuden verschiedenster Ausführung (Villen, Bungalows, Wochenendhäuser, umgewidmete landwirtschaftliche Gebäude, Appartementhäuser etc.) oder für längere Zeit abgestellte Wohnwagen, Mobilheime sowie Hausboote. Die Zahl solcher Freizeitwohnsitze stieg in Österreich von 1970 bis 1977 von 165 000 auf 280 000. Rund einer von zehn österreichischen Haushalten benutzt ein eigenes Freizeitdomizil, rund 700 000 Personen haben faktisch mindestens zwei Wohnsitze.

Diese Personen sind vor allem Bewohner der größeren Städte: Fast zwei Drittel der Zweitwohnsitze gehören Wienern (61,90%), Bewohner von größeren Mittelstädten folgen (19,10%). Nach der sozialen Stellung betrachtet ergibt sich wieder mit 31,80% aller österreichischen Haushalte mit Zweitwohnsitzen unter den Angestellten der höchste Anteil. Ihnen folgen die Pensionisten mit 25,90%. Beamte (14,30%), Arbeiter (13,60%) und Selbständige (12,20%) sind bedeutend geringer vertreten. Zählt man die Personen hinzu, die angeben, „fremde“ Wochenendhäuser benutzen zu können, erhöht sich der Bundesanteil auf 15,40% der Gesamtbevölkerung, die „häufig, das ganze Jahr hindurch“ solche Domizile aufsuchen (Österreich insgesamt 15,40% = 1 087 000; Wien 39,40% = 600 000).

Die im ganzen Bundesgebiet durchgeführte Untersuchung konnte selbstverständlich nicht nach konkreten Zielen fragen, die von den Ausflüglern und Kurzurlaubern angestrebt werden, sondern mußte sich damit begnügen, zu erkunden, ob bestimmte oder wechselnde Ziele gesucht, welche Entfernungen zurückgelegt werden und welcher Zeitaufwand ertragen wird. Auf Gemeindeebene durchgeführte Erhebungen – wie zum Beispiel die Grazer Arbeit – können mehr ins Detail gehen und die bevorzugten Ausflugsziele erfragen. Beide zeigen aber ein durch alle Jahreszeiten ziemlich ähnliches Ergebnis: Mehr als ein Viertel der Bevölkerung bevorzugt bei den Tagesausflügen ein ganz bestimmtes Ziel. Aber auch wenn wechselnde Ziele benannt werden, zeigt es sich, daß immer wieder eine gar nicht so breite Palette von Ausflugszielen angestrebt

wird. Nur 3 bis 4% geben an, daß sie mit unbestimmtem Ziel einfach „drauflos“ fahren. Auch bei den Entfernungen und dem Zeitaufwand rangieren die Tagesausflüge und Kurzurlaube vorne, die im engeren oder weiteren Umland der Städte verbracht werden. Nur um bestimmte Sportarten ausüben zu können – Skifahren oder Baden –, werden auch weitere Wege und längere Anfahrtszeiten in Kauf genommen. Auch Zweitwohnsitze liegen in großer Zahl im Umland der größeren Städte.

In der Rangfolge der Gründe und Zwecke von Wochenendreisen der verschiedenen Art werden Werte und Aktivitäten ganz oben gereiht, die in den Städten nicht oder nur sehr mangelhaft realisiert werden können: Erlebnis der Natur, Erholung in landschaftlich schöner Umgebung, gute Luft, Möglichkeiten sportlicher Betätigung und – erstaunlich – ein hoher Grad von Verwandten- und Bekanntenbeziehungen.

Das Verlangen, zum Wochenende die eigene Wohngemeinde zu verlassen, steht in einem deutlichen Wechselverhältnis zur Wohnsituation und speziell zur zur Verfügung stehenden Grünfläche: Menschen, die um ihr eigenes Haus einen Garten haben, verbringen viel mehr Zeit zu Hause als jene, die in Stadtzentren oder in Miethäusern oder sonstigen Wohnblocks leben.

### Auswirkungen auf das religiöse und gemeindliche Leben

In erster Linie ist also die Praxis, zum Wochenende den Wohnsitz zu verlassen, in den größeren Städten zu beobachten. Bis zur Jahrtausendwende, schätzen Soziologen<sup>4</sup>, werden in unseren Breiten etwa 50% der Gesamtbevölkerung in Großstadtreionen leben. Zwar gibt es beachtenswerte Engagements – auch von kirchlicher Seite –, die Stadtverdrossenheit und die „Unwirtlichkeit unserer Städte“ zu überwinden. Es steht aber kaum zu erwarten, daß das Verlangen, zum Wochenende die Stadt zu verlassen, umschlagen wird. Somit ist anzunehmen, daß mit dem Anwachsen der Stadtreionen auch ein immer größerer Personenkreis von dieser Weise, das Wochenende zu verbringen, erfaßt werden wird. Die Stadtplaner, Politiker, Vertreter der Fremdenverkehrswirtschaft und die Verwaltung haben sich darauf eingestellt und lassen davon die Raumplanung, den Ausbau der Infrastruktur im Verkehr und in den Einrichtungen des Naherholungstourismus beeinflussen. Diese Fakten berühren aber nicht nur die Wirtschaft, Städteplanung und Politik, sondern auch die Kirchen und ihre Gemeinden in der Stadt und in den Ausflugsgebieten.

Die Untersuchungen P. M. Zulehners über den Wandel des Verhältnisses der Menschen zur Kirche<sup>5</sup> haben überzeugend deutlich gemacht, daß es „in zunehmender Weise erlaubt ist, sich am Sonntagskirchgang zu orientieren“, „um eine grobe Orientierung über das Verhältnis der Menschen zu Glauben

und Leben der Kirche und zu ihren Gemeinden zu erhalten“<sup>6</sup>. Hinführung zum Glauben und Gemeindebildung erfolgen sicher nicht nur am Sonntag, haben aber in der Feier des Auferstehungstags ihre unersetzbare Mitte. Die bange Frage „Stirbt der Sonntag durch den Wochenendtourismus?“, die von Stadtseelsorgern erhoben wird, meint darum nicht nur die gesetzliche Ableitung der Sonntagspflicht, wie man vielleicht unterstellen könnte, sondern durchaus die Beziehung zu Kirche und Glauben bei einer immer größer werdenden Zahl der Bevölkerung.

Zulehner vermutet, daß im Faktum der Veränderung der Teilnahme der Katholiken am Sonntagsgottesdienst in den letzten fünfzehn Jahren sich ein Zuwachs an Pluralismuserfahrungen andeutet. „Mit anderen Worten: In der Gesellschaft haben sich offenkundig ‚Werte‘ und damit ‚Handlungserwartungen‘ verstärkt und ausgebreitet, die zu den Werten im Sozialraum der katholischen Kirche teilweise in Widerspruch stehen.“<sup>7</sup> Eine solche Wertkollision – und sicher keine nebensächliche – liegt meines Erachtens zum Beispiel in den durchschnittlichen Erwartungen der Pfarreien, wie und wo die Christen den Sonntag verbringen sollen, und den Verhaltensmustern sehr vieler Städter und deren Vorstellungen, wie sie das Wochenende verbringen wollen. Etwas karikierend gesagt, erwartet normalerweise die Pfarrseelsorge von einer „gut katholischen Familie“, daß diese am Sonntag – und zwar am besten am Vormittag – in der Pfarrgemeinde anwesend ist, also nur Halbtagsausflüge unternimmt, weiter – außer im Haupturlaub – keine Zweitwohnung benutzt oder gar besitzt – was auch unter sozialen Gesichtspunkten beargwöhnt wird – und zudem, daß die kalendermäßig sich bietenden Gelegenheiten, einen Kurzurlaub anzutreten – also zu Ostern oder Pfingsten – eher nicht genutzt werden. Mehr oder minder stark richten sich die pfarrlichen Konzepte von Gemeindeleben und Gemeindebildung an solchen Erwartungen aus. Wie aus den empirischen Untersuchungen aber deutlich wird – und jeder Stadtseelsorger erhält Woche für Woche die Bestätigung im Blick auf seine Gemeinde –, sieht die Realität weithin anders aus. Die Pfarreien erscheinen mit ihren Erwartungen als Konkurrenten der Erholungserwartung und Erholungspraxis.

Der Hinweis, daß man zur Sonntagsmesse ja auch sonstwo gehen kann, löst die Problematik nur zum Teil; denn viele die Städte zum Wochenende verlassende Gläubige nehmen mit der Distanz zu ihrer Pfarrgemeinde auch ein Abnehmen der Erfahrung von Kirche als Gemeinde und damit ein Verdunsten an Kirchlichkeit überhaupt in Kauf. Diese Verdunstung betrifft aber zunehmend auch Kernschichten, wie etwa an Pfarrgemeinderäten etc. beobachtet werden kann. Diese tatsächlichen oder potentiellen Auswirkungen scheinen die für die Pastoral fragwürdigsten Aspekte dieses Problemkomplexes zu sein.

## Pastorale Folgerungen

Die Dimensionen dieses Problems für den Selbstvollzug der Kirche dürften somit hinlänglich beschrieben sein. Rezepte, wie eine pastorale Bewältigung des Wochenendtourismus erfolgen kann, können freilich nicht gegeben werden. Einige Orientierungen und Denkanstöße seien aber genannt, die für eine pastorale Reflexion vor Ort dienlich sein können.

*1. Die Pastoral muß das Faktum des verstärkten Wochenendtourismus positiv zur Kenntnis nehmen.*

Daß der Wochenendtourismus von der Kirche weder ignoriert noch bagatellisiert werden darf, dürfte klargeworden sein. Meines Erachtens soll er auch nicht nur negativ qualifiziert werden. Es ist zu fragen, ob manche Voraussetzungen, unter denen Gemeindebildung in der Stadt betrieben wird, überhaupt noch stimmen. „Entkirchlichung kann zu einem guten Teil durch eine situationslose Pastoral selbst mitverschuldet sein.“<sup>8</sup>

Auch wenn angenommen werden muß, daß manche Tourismusaktivitäten unter dem Zwang, daß „man“ dies und jenes unternimmt, gesetzt werden, so muß die Kirche auch anerkennen, daß für viele Städter das Verlassen der Stadt mit der Familie aus gesundheitlichen, verwandtschaftlichen oder ästhetischen Gründen geboten ist. Wenn die Kirche undifferenziert als Gegner mancher Motive auftritt – manchmal auch noch mit generalisierenden und von der Realität nicht gedeckten Unterstellungen („Kilometerfresser“) –, trägt sie selbst dazu bei, daß die Entfremdung zwischen Gemeinde und Gläubigen zunimmt.

Die Stadtverdrossenheit, die zur „Flucht aus der Stadt“ führt, hat ihre Gründe. Einige davon können durch Maßnahmen zur Verbesserung der Lebensqualität in der Stadt neutralisiert oder sogar überwunden werden. Hier tut sich ein breites Feld auf, wo Christen und ihre Gemeinden ein gesellschaftspolitisches Engagement im Sinn „politischer Diakonie“ leisten können. Ein Einsatz zur Belebung der Stadt auch zum Wochenende wäre ein Dienst an vielen Menschen, die, obwohl auch sie unter manchen negativen Gegebenheiten der Städte leiden und ganz gerne der positiven Aspekte des Wochenendtourismus teilhaftig würden, aus z. B. gesundheitlichen Gründen in der Stadt bleiben müssen. Daß unter den regelmäßig aus der Stadt tendierenden Menschen die Pensionisten die niedrigste Intensität bei Tagesausflügen aufweisen, müßte zu denken geben.

Darüber hinaus ist aber zur Kenntnis zu nehmen, daß die lange Zeit als für urbane Lebensweise typisch bezeichnete Bipolarität des Lebensraums mit Wohn- und Arbeitsbereich – worauf E. Bodzenta kürzlich hingewiesen hat<sup>9</sup> – bereits überholt ist. Zwar gilt nach wie vor – vielleicht sogar verstärkt –, daß „die Funktion des Wohnens für weite Kreise der städtischen Gesellschaft den Vorrang vor anderen Funktionen ihres Daseins“ hat<sup>10</sup>. Der Ort, wo diese Qualität „Wohnen“ gelebt wird, ist für viele aber nicht mehr identisch mit

ihrer „Wohnung“, ihrem Hauptwohnsitz. Damit ändert sich aber auch zusehends der Bezug zur „Wohnpfarrei“. Das Grundbedürfnis nach einer Wohnung und der Qualität „Wohnen“ wird von vielen aus der Stadt hinausverlegt und auf das – durch die Fünftageweche noch verlängerte – Wochenende konzentriert. „Das Leben in der modernen Gesellschaft spielt sich in drei Bereichen ab: Wohnen“ – im Sinn des Hauptwohnsitzes, wo einige wichtige Beziehungen eingebettet sind: Schule, Kindergarten, Nachbarschaft, Einkaufen –, „Arbeit, Freizeit. Wer den Menschen eine Botschaft bringen will, muß sie in allen drei Bereichen mit nahezu gleicher Intensität ansprechen.“<sup>11</sup>

Das verlangt, daß die Pastoralplanung für diese drei Lebensbereiche auch drei Netze vorsieht. Bislang sind jedoch die meisten Anstrengungen der Kirche auf den Menschen in seiner Wohn- und Arbeitswelt ausgerichtet. Für wie viele der über 10<sup>0</sup>%, die einen Zweitwohnsitz begründet haben, ist der Hauptwohnsitz mehr als ein Schlafplatz während der Werktage, während das persönliche Gefühl, daheim zu sein, auf diesen Zweitwohnsitz bezogen ist, für den auch alle Emotion aufgewendet wird? „Die Mobilität in der heutigen Welt verlangt vielleicht nicht grundsätzlich andere, aber doch zusätzlich neue Wege der Pastoral. Wenn ein Mensch in A wohnt, in B arbeitet, in C seine Zweitwohnung hat, in D seinen Campingwagen stehen läßt und in E seinen Jahresurlaub verbringt, dann ist es an der Zeit zu fragen, wie die Pastoralplanung der Zukunft aussehen muß.“<sup>12</sup>

*2. Es ist Aufgabe der Kirche, zur Hilfe des Menschen im Erholungsfeld „Wochenende“ anwesend zu sein<sup>13</sup>.*

Die Kirche muß sich selbst bemühen, die Dissonanz zwischen der Erholungserwartung und der Seelsorge zu mindern, indem sie sich bemüht, den Dienst der Kirche als unersetzbaren Beitrag zur Erholung des Menschen verständlich zu machen. Denn wenn hier zu einer pastoralen Bewältigung der Probleme des Wochenendtourismus und zur Präsenz der Kirche im Erholungsbereich Wochenende aufgerufen wird, dann nicht, um den Menschen total zu organisieren. Dem Eindruck, es ginge der Kirche und ihrer Seelsorge nur darum, daß die Katholiken ihre Sonntagspflicht erfüllen, muß gewehrt werden. Was die Menschen, die in den Urlaub oder ins Wochenende fahren, suchen – Erholung, Ruhe, Erlebnis der Schönheit der Natur –, hat, wenn Erholung in einem tieferen Sinn verstanden wird, einen inneren Bezug zum Glauben und zur Gemeinschaft der Gläubigen. Der Sonntag ist – auch wenn er weitgehend zum Wochenende säkularisiert worden ist – ein Erbe, das unserer Gesellschaft aus dem Christentum zugekommen ist. Wie bei vielen Wirklichkeiten, die von der Kirche in die Gesellschaft eingebracht wurden und sich jetzt – scheint es – von ihr empanzipiert haben, gilt auch vom Sonntag, was Golo Mann über den Humanismus gesagt hat: „Ein Humanismus, der nicht über sich hinaus weist, gleicht einer abgeschnittenen Blume. Man weiß nicht, wie lange sie hält, bzw. wie lange er hält.“<sup>14</sup>



Die in der einschlägigen Literatur gebräuchliche Definition von „Erholung“ läßt viele Fragen offen: „Erholung meint im allgemeinen die Wiederherstellung aller physischen, psychischen und organischen Kräfte des Menschen, so daß er den Aufgaben seines Lebens . . . nachkommen kann.“<sup>15</sup> Was aber Erholung des Menschen in all seinen Dimensionen bedeutet, kann immer nur gesagt werden aus einem Bekenntnis vom Menschen, das aus Grundentscheidungen erwächst. Der Mensch, der Erholung sucht, möchte die Segmentierung in den sozialen Beziehungen überwinden, um aus einer Ganzheit und Ursprünglichkeit leben zu können. Diese berechnete, meist unterbewußt oder anonym bleibende Hoffnung der Erholungsuchenden müßte von der Seelsorge gedeutet und zum Dienst der Kirche vermittelt werden, „dem Menschen einen Sinn des Daseins zu erschließen, daß er weiß, was er tun soll, wenn ihm der wachsende Sieg über die Notdurft des Daseins mehr und mehr die Möglichkeit gibt, zu sich selbst zu kommen“<sup>16</sup>.

Daß die religiöse Dimension des Sonntags mit dem Gottesdienst gerade für dieses „Zu-sich-selber-Kommen“ einen unersetzbaren Beitrag leistet, wird der Kirche weithin nicht abgenommen. Die Gottesdienste müßten vermutlich mehr dazu beitragen, daß die Menschen sich in diesem tieferen Sinn „er-holen“ können, wozu wohl wesentlich gehört, daß der moderne Mensch, der an Überbelastungen und Verfremdungen leidet, gerade in der Liturgie einen Raum der Freiheit erfahren kann, in dem er nicht aus den Zwängen des Alltags in andere Zwänge und Zwecke gerät<sup>17</sup>.

*3. Eine dem Wochenendtourismus positiv gestimmte Pastoral muß den Spielraum, innerhalb dessen sich die Kirchlichkeit der Gläubigen bewegen kann, voll ausnützen. Der Christ heute soll befähigt werden, in mehreren Gemeinden daheim zu sein.*

Das Dokument „Kirche und Menschen unterwegs“ der päpstlichen Kommission für Auswanderungsfragen und Tourismus postuliert „die für die Mobilität notwendige Pastoral als eine sogenannte Pastoral ohne Grenzen“ (Nr. 26). Und Papst Paul VI. forderte: „Auf die Bewegung der modernen Welt muß eine pastorale Beweglichkeit der Kirche antworten.“<sup>18</sup> Tragen die pastoralen Leitbilder für die Stadtseelsorge der Mobilität der Städter Rechnung?

Zu den wichtigsten Reformanliegen der Stadtseelsorge gehört, die allzu großen Gemeinden zu unterteilen, erfahrbare Gemeinden zu schaffen, „katholische Sekten“, wie P. M. Zulehner es genannt hat<sup>19</sup>, zu gründen. Ob manche Modelle von „Gemeindekirchen“ dabei nicht zu sehr an einer eher statischen Gesellschaft orientiert sind, sei zumindest angefragt. Der Christ – zumal in der Stadt – lebt heute in vielen Bindungen und gehört verschiedenen Bereichen an. Wenn Gemeindemodelle diese Mehrdimensionalität des Lebens ignorieren, ist zu befürchten, daß einer „situationslosen Pastoral“ das Wort geredet wird. Es mag durchaus sein, daß manche solcher Gemeindemodelle der Instabilität, die viele Men-

schen leidvoll erleben, ein geschlossenes System gegenüberstellen wollen. Und das wird von Fall zu Fall seine Berechtigung haben; ob es aber als Therapie tauglich ist, um den Wochenendtouristen einen Weg zu ihrer Gemeinde zu ebnet, sei bezweifelt.

Es gibt einen berechtigten Spielraum, innerhalb dessen sich Kirchlichkeit bewegen kann. Katholisches Christsein hat seit jeher bedeutet, auch offen für andere katholische Gemeinden zu sein. Überall, wo sich der Christ aufhält und Christen Gottesdienst feiern, ist er „zu Hause“. Sollte diese katholische, d. h. kirchliche Spiritualität zu sehr von einer Gemeindespiritualität überdeckt sein, müssten Wege gefunden werden, wie wieder in einem sinnvollen Ausgleich übergemeindliche Kirchenerfahrung gestiftet werden kann. Wie wir auch im bürgerlichen Leben in vielen Rollen und Bezügen stehen, müssten wir Christen auch fähig sein, in mehreren Gemeinden zu leben. Gerade im Urlaub und an Wochenenden müsste sich diese Offenheit für andere Gemeinden auswirken.

### Anregungen

Einige praktische Aufgaben wurden unter diesen Orientierungen schon angedeutet. Abschließend seien konkrete Anregungen gegeben, wie die Kirche auf das Phänomen des Wochenendtourismus reagieren könnte.

Die Kirche in der Stadt steht vor der schwierigen Aufgabe, in positiver Würdigung des Wochenendtourismus „trotzdem“ Gemeinde zu bilden. Manche Vollzüge christlichen Lebens bleiben nach wie vor an die Wohnpfarrei gebunden, auch wenn sonst nur wenige Kontakte zur Pfarrei und zur Sonntagsgemeinde unterhalten werden. Von der Sakramentenvorbereitung – schulisch oder außerschulisch – zur Spendung der Initiations sakramente über den Religionsunterricht bis zu den Kontakten anlässlich von Begräbnissen bieten sich viele Gelegenheiten an, auch *Begegnungen unter der Woche* zu schaffen.

Zu einem ähnlichen Sachverhalt hat die Gemeinsame Synode der Bistümer der Bundesrepublik vorgeschlagen: „Wer wegen Berufsarbeit nicht zum sonntäglichen Gottesdienst kommen kann, möge an einem anderen Tag die Eucharistie mitfeiern. Ist dies in einer Gemeinde eine größere Gruppe, so sollte zu geeigneter Stunde ein sonntäglich gestalteter Gottesdienst an einem Wochentag angeboten werden.“<sup>20</sup> Dieser an sich gute Vorschlag birgt auf unsere Fragestellung bezogen allerdings auch große Gefahren, daß nämlich der Feiertag dezentralisiert wird, was ja – bei allen guten Gründen für die Eucharistiefeyer „in primis vespere dominicae“ – auch schon durch die Favorisierung der Vorabendmessen in etwa eingeleitet worden ist. Es dürfte nicht zum Normalfall werden, daß Gemeindemitglieder, die am Sonntag einen Ausflug unternehmen, den Gottesdienst nurmehr oder vornehmlich unter der Woche mitfeiern. Auch

eine Seelsorge, die dem Wochenendtourismus positiv begegnet, „sollte den Sozialcharakter des Feiertags betonen und nicht durch übereilige Anpassung an empirische Ergebnisse über die Freizeitgewohnheiten die ‚heiligen Formen‘ der Zeitnutzung in die dezentralisierte Freizeit aufgehen lassen und somit die Möglichkeit eines Freizeitrythmus schwächen“<sup>21</sup>.

Auf jeden Fall gilt aber, daß alle sich bietenden Gelegenheiten genutzt werden sollen, das Netz persönlicher Beziehungen zur Pfarrgemeinde in der Stadt dichter zu knüpfen. Die von der Stadtpastoral geforderten kleineren Gemeinschaften, Gruppen und Kreise, in denen wesentliche Kirchenerfahrungen gemacht werden können, werden ja vor allem unter der Woche zusammentreten. Gerade solche Runden könnten mitbewirken, daß der Prozeß der Integration in die Stadt und in ein Wohnviertel schneller oder überhaupt erfolgen kann. Sie könnten auch die Basis für manche Einsätze zur Verbesserung der Lebensqualität in der Stadt sein.

So schwer es ist, die Liturgie festlich zu gestalten, wenn wichtige Mitarbeiter der Gemeinde am Sonntag nicht in der Stadt den Gottesdienst mitfeiern, wird nach wie vor die Feier einer festlichen, persönlich ansprechenden und würdigen Liturgie eine der wichtigsten Chancen sein, die Menschen in der Stadt zu motivieren, ihrer Pfarrgemeinde auch am Sonntag die Treue zu halten, bzw. immer wieder in sie zurückzukehren. In den größeren Städten kann durch eine Abstimmung der Gottesdienstzeiten der verschiedenen Kirchen ein vielfältigeres Angebot von Gottesdienstgelegenheiten gegeben werden, wozu auch eine Sonntagabendmesse zu späterer Stunde gehören könnte. Für diesen Dienst könnten sich die Priester der verschiedenen Pfarreien abwechseln. Eine ähnliche Regelung könnte auch bei den Vorabendmessen getroffen werden. So müßten nicht in jeder Kirche der Eucharistiefeier am Samstagabend alle anderen gottesdienstlichen Feiern – Andachten, Vespere etc. – geopfert werden.

Die Gemeinden in den Städten sollen aber auch bemüht sein, den Christen Wege in andere Gemeinden zu weisen. Wenn die Katholiken die Kirche wieder als Kommuniongemeinschaft vieler Gemeinden erleben sollen, müssen hierfür auch gezielte Erlebnisse gestiftet werden. Wallfahrten und Reisen nach Rom leisten seit jeher einen wichtigen Beitrag. Es sollte aber auch die kirchliche Nachbarschaft wieder intensiviert werden. Einerseits müßte durch alle der Kirche zur Verfügung stehenden Medien und durch die gottesdienstliche Verkündigung diese Qualität der Kirche verkündigt werden, andererseits könnten die einzelnen Gemeinden durch Partnerschaften diese Interkommunion zwischen den Pfarren unterstreichen. Denkbar wäre, daß zwischen Stadtpfarreien und Ausflugszentren ein lebendiger Austausch, Aushilfe, gegenseitige Predigtdienste etc. geleistet würden. Feste und Katholikentage auf regionaler und diözesaner Ebene könnten ein hilfreiches Instrument sein, solche Gemeinsamkeit zu fördern. Die Pfarrblätter sollten die Gottesdienstzeiten der Ausflugsorte bekanntgeben.

Pastorale Großzügigkeit ist von den Stadtpfarreien im Hinblick auf die Zweitwohnungsbesitzer verlangt. Die Tatsache des juristischen Hauptwohnsitzes in der Stadt bedeutet noch nicht, daß sich diese Menschen „in der Stadt wohnhaft“ fühlen müssen. So kommt es durchaus nicht selten vor, daß sich manche den Pfarrgemeinden am Zweitwohnsitz mehr verbunden fühlen und dort z. B. ihre Kinder taufen lassen wollen. Eine solche Situation kann ein Prüfstein für die Bereitschaft zur Sprengung einer zu engen Gemeindepastoral werden.

Obwohl Wochenendurlauber, Wanderer und Wochenendsporttouristen von seiten der Kirche am Ausflugsort ungleich schwerer ansprechbar und erreichbar sind als etwa Langzeiturlauber, sollten die Gemeinden in den Ausflugszentren für diese Gäste offen sein. Erfahrungen der Tourismuspastoral sind für diese Gemeinden nützlich. Insbesondere müßten Anstrengungen unternommen werden, die Zweitwohnungsinhaber in die Gemeinden zu integrieren. Viele möchten am Ort ihres Wochenendhauses dazugehören und angenommen sein<sup>22</sup>. Wichtigster Kontaktpunkt ist auch in diesem Bereich der Tourismuspastoral der Gottesdienst, wenn die Gäste darin nicht als „Fremde“ behandelt, sondern in Gastfreundschaft aufgenommen werden. Viele Ausflüge führen zu künstlerisch interessanten Punkten. Kirchenführungen etc. könnten als ein Ort der Verkündigung genutzt werden<sup>23</sup>.

Vor allem Wochenendausflüge und Kurzurlaube zu den „heiligen Zeiten“ werden von vielen genutzt, Verwandte aufzusuchen. Vielleicht liegt darin auch eine pastorale Chance, wenn sich viele Städter zu diesen Zeiten meist in ihrer Ursprungsfamilie aufhalten und damit oft in Milieus, die noch stärker von kirchlicher Präsenz und gläubigem Leben geprägt sind.

Eine Anfrage an die Verkündigung bedeutet die Tatsache, daß die Wochenendtouristen so einmütig auf ihren Wanderungen und Fahrten „landschaftliche Schönheit und Erlebnis der Natur“ suchen. Wird das Staunen über die Natur und die Begegnung mit ihr als Gottes Schöpfung und als Stätte der Gotteserfahrung ernstgenommen? Daß in der Gegenwart wieder Lyrik entsteht, von der als „Naturpsalmen“ gesprochen wird<sup>24</sup>, sollte zu denken geben.

Andeutungsweise hat das Zweite Vatikanische Konzil auf das hier vorgelegte Aufgabenfeld hingewiesen. Im Dekret über die Hirtenaufgabe der Bischöfe heißt es: „Eine besondere Sorge werde den Gläubigen gewidmet, die wegen ihrer Lebensbedingungen die allgemeine ordentliche Hirtensorge der Pfarrer nicht genügend in Anspruch nehmen können oder sie völlig entbehren müssen . . . Geeignete Seelsorgsmethoden sollen entwickelt werden, um das geistliche Leben jener zu betreuen, die zur Erholung zeitweilig andere Gegenden aufsuchen“ (Nr. 18). Vielleicht sind die hier angestellten Erwägungen ein Schritt in diese Richtung.

ANMERKUNGEN

- <sup>1</sup> H. C. Artmann, *Med ana schwoazzn Dintn* (Salzburg 1958).
- <sup>2</sup> W. Suk, *Industriegesellschaft und Arbeitswelt heute*, in: *Schöpferische Freizeit* (Wien 1974) 16.
- <sup>3</sup> *Reisegewohnheiten der Österreicher im Jahr 1976. Tagesausflüge – Kurzurlaube*. Bearb. im Österr. Statistischen Zentralamt (Wien 1978); *Freizeit und Naherholungsgewohnheiten der Grazer. Eine empirische Untersuchung im Auftrag der Stadtplanung*, hrsg. v. K. Freisitzer (Graz 1972); *Zweitwohnungen für Freizeit und Erholung (Freizeitwohnsitze) in Österreich*. Im Auftrag des Bundesministeriums für Handel, Gewerbe und Industrie (Institut für Geographie der Universität Innsbruck, 1979).
- <sup>4</sup> E. Bodzenta, *Zur sozialen Situation Wien*, in: *Kirche in Wien 27* (Mai 1979) 5.
- <sup>5</sup> P. M. Zulehner, *Wie kommen wir aus der Krise? Kirchliche Statistik Österreichs 1945–1975 und ihre pastoralen Konsequenzen* (Wien 1978).
- <sup>6</sup> Ders., *Zur Situation der Pfarrseelsorge*, in: *Pfarrseelsorge von der Gemeinde mitverantwortet* (Wien 1977) 93.
- <sup>7</sup> Ders., *Wie kommen wir aus der Krise*, 50. <sup>8</sup> Ebd., 53.
- <sup>9</sup> E. Bodzenta, a. a. O. 7. <sup>10</sup> N. Greinacher, in: *HPTH*, Bd. 4, 347. <sup>11</sup> E. Bodzenta, a. a. O. 7.
- <sup>12</sup> B. Wittenuer, *Freizeit – Tourismus – Kirche* (Bonn 1975) 12.
- <sup>13</sup> R. Bleistein, *Art. Erholung*, in: *Hb. d. Pastoralanthropologie*, 255 f.
- <sup>14</sup> *Herderkorrespondenz* 32 (1978) 16. <sup>15</sup> R. Bleistein, a. a. O. 253.
- <sup>16</sup> K. Rahner, *Schriften zur Theologie*, Bd. 4, 83.
- <sup>17</sup> Zur ganzen Thematik vgl. A. Auer, *Freizeit als Anliegen des Glaubens*, in: *Schöpferische Freizeit* 66–80; J. Pieper, *Muße und Kult; Zustimmung zur Welt; Arbeit – Freizeit – Muße*.
- <sup>18</sup> A. A. S. 1973, 591.
- <sup>19</sup> P. M. Zulehner, *Verfällt die Kirchlichkeit in Österreich? Fakten und Imperative* (Graz 1971) 51.
- <sup>20</sup> *Gottesdienst* 2. 3. <sup>21</sup> E. Golomb, in: *HPTH*, Bd. 4, 411.
- <sup>22</sup> Vgl. die Hinweise von J. Morgenbesser, *Zur Integration von Zweitwohnungsinhabern*, in: *Land-pastoral. Dienst an den Menschen in Land und Stadt*, hrsg. v. J. Wiener, H. Erharter (Wien 1980) 79–84.
- <sup>23</sup> R. Zeffass, *Die Kirchenführung in der Urlauberseelsorge*, in: *Diakonia* 8 (1977) 167–178.
- <sup>24</sup> P. K. Kurz, *Psalmen vom Expressionismus bis zur Gegenwart* (Freiburg 1978).